

**DROEMER** 



**MAHMOUD AL-ZEIN**  
**DER PATE**  
**VON BERLIN**

Mein Weg, meine Familie,  
meine Regeln

DROEMER 

Mit Ausnahme von Personen des öffentlichen Interesses wurden die Namen  
der hier Geschilderten aus Sicherheitsgründen geändert.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe  
Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.  
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas  
und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.  
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für  
eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten  
zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.  
Weitere Informationen finden Sie unter:  
[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Originalausgabe Oktober 2020  
© Droemer Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Covergestaltung: Isabella Materne, München  
Coverabbildung: Jan Kopetzky Photography  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-27837-6

*Alles hat seine Zeit –  
die Geschäfte, das Vergnügen, der Lohn, die Rache.  
Nur für die Familie, für die ist immer Zeit.*



# **Inhalt**

## **Der Sturm**

9

## **Neuanfang**

(1982–1987)

13

## **Macht**

(1987–2003)

91

## **Abrechnung**

(2003 bis heute)

219



# **Der Sturm**



»Reichen die Wurzeln tief,  
muss man den Wind nicht fürchten.«  
(*Libanesisches Sprichwort*)

**D**ezember 2003, Berlin: Schwarze Wolken, Donner, schneidender Wind. Regen durchdringt mein Jackett, der Orkan bläst mich fast um, ich bin nass bis auf die Haut. Aber ich laufe weiter. Der Sturm hält mich nicht auf. Im Gegenteil. Ich bin der einsame Kämpfer, der sich dem Tosen der Naturgewalten entgegenstellt und mit ihnen tanzt, statt sie zu fürchten. Das war ich immer, und ich werde es bei jedem Unwetter aufs Neue. Mit jeder Regenböe, die mir ins Gesicht peitscht, wird mein Schritt entschlossener und mein Kopf klarer. Das war mein Ziel, als ich raus bin: klarkommen nach dem Ärger der letzten Wochen – der Messerstecherei im *Jungle Club*, den tödlichen Schüssen auf den SEK-Beamten Krüger, den Skandalschlagzeilen, die den Ruf meiner Familie in den Dreck gezogen haben. Al-Zein. Dieser Name steht in Berlin für Macht, Stärke und Einfluss. Irgendwann schrieb die Presse mal über mich, ich hätte in der Stadt mehr zu sagen als der Oberbürgermeister. Viele nennen mich »El Presidente« oder »Pate von Berlin«. Ich selbst habe mir solche Titel nicht ausgedacht. Sie bedeuten mir nichts. Für mich zählt nur, dass ich

meinen Weg gehe, meinen Prinzipien treu bleibe und meinen Einfluss geltend mache. Um Dinge zu regeln, für Ruhe zu sorgen und Frieden zu schaffen. In meiner Familie, unter meinen Brüdern, für Berlin. Meist erreiche ich mein Ziel, doch auch mir entgleiten manche Situationen und geraten außer Kontrolle. Wenn das passiert, warte ich auf das nächste Unwetter, werfe mich voll hinein und denke nach. So wie jetzt.

Während sich die Straßen von Kreuzberg mit Pfützen füllen und die Gossen in reißende Ströme verwandeln, gehe ich mit mir selbst ins Gericht. Was habe ich falsch gemacht? Was nicht gesehen, wo die Kontrolle verloren? Die Spaziergänge durch den Regen sind ein Ritual, das mir hilft, aufzutanken und Kraft zu sammeln. Regen spült Probleme weg. Wenn er mich einmal durchgewaschen hat, kann ich wieder ruhig schlafen und von vorne anfangen.

Als ich nach einer Stunde im Unwetter meine Wohnung in der Großbeerenstraße erreiche, fühle ich mich durchgefroren, aber gestärkt. Ich bin bereit, die Dinge ins Reine zu bringen. Noch ahne ich nicht, dass die Uhr tickt. Dass Kripo und Presse bereits meinen Sturz vorbereiten. Dass schon bald Polizeihubschrauber über meinem Haus kreisen und Einsatzkräfte den Eingang umstellen werden, um mich zu verhaften. Wie es dazu kommen wird? Auch das ahne ich noch nicht. So ganz habe ich die Regeln in Deutschland nie verstanden. Weil sie mir nie jemand beigebracht hat. Oder weil sie nicht meine eigenen sind.

# **Neuanfang**

**(1982 – 1987)**



»Shu fi?« – »Was geht?«

**D**ie Männer meiner Familie haben mir grundlegende Werte vermittelt – dass man nur auf dem rechten Weg siegreich sein kann; dass das Unrecht, das man anrichtet, irgendwann zu einem zurückkommt; was falsch und was richtig ist. Diese Lehren prägten mein Leben von Anfang an. Allerdings dauerte es eine Weile, bis mir klar wurde, was sie im Kern bedeuten. Ich musste es erst herausfinden. Und zwar ohne die Hilfe meiner Familie. Auf die harte Tour.



## Eine andere Welt

**E**ine Menschenansammlung wie die vom 10. April 1982 hatte der Flughafen von Beirut in seiner knapp 30-jährigen Geschichte selten erlebt. Alle waren da und brüllten durcheinander – meine Jungs, meine Eltern, meine Geschwister. Mittendrin im Tumult meine Frau und ich – beide 16 Jahre alt. Wir waren der Grund für den Menschauflauf. Unsere Freunde und Familien waren gekommen, um sich von uns zu verabschieden. Weil wir in den Urlaub fliegen wollten. Oder besser: in den Urlaub fliegen *sollten*. Zu Al-Ammu, meinem Onkel väterlicherseits, nach Deutschland. In den letzten Wochen hatte mir mein Vater ununterbrochen in den Ohren gelegen.

»Du musst endlich mal raus aus Beirut«, hatte er gesagt. »Du musst abschalten, zur Ruhe kommen, sonst bringst du dich noch selbst um. Ein Urlaub in Deutschland wird dir und deiner Frau guttun.«

Normalerweise hörte ich nicht auf meine Eltern. Wir stritten zwar ständig, aber am Ende machte ich trotzdem immer, was ich wollte. Das hieß in meinen Jugendjahren, dass ich entweder mit Baumaterialien handelte, zerstörte Häuser wieder-

herrichtete oder mit einer kleinen Miliz, die ich zusammen mit meinen Brüdern und Freunden aufgestellt hatte, unsere Lebensräume verteidigte. All das war nötig. Seit Mitte der Siebziger herrschte Bürgerkrieg im Libanon. Meine Heimatstadt Beirut versank in Chaos und Anarchie. Muslime gegen Christen, Nationalisten gegen Internationalisten, Schiiten gegen Sunniten, Palästinenser gegen Israelis ... Es gab endlos viele Gruppen, die sich in jenen Jahren im Libanon gegenseitig bekämpften. Ich kannte es kaum anders. Es war so, seit ich elf oder zwölf war. Zu Beginn des Bürgerkriegs hatte ich miterlebt, wie das Haus meiner Eltern zerstört wurde, wie man Menschen auf offener Straße geköpft, erschossen und angezündet hatte, wie die Stadt vom Militär in einen muslimischen Westteil und einen christlichen Ostteil getrennt worden war. Meine Familie war muslimisch. Eine Woche lang waren wir bei Bekannten im Ostteil untergetaucht, dann in ein verlassenes Strandbad im Westen der Stadt geflohen, das zum Auffangbecken der meisten muslimischen Kriegsgeschädigten geworden war.

Es war ein karges, gesetzloses und gefährliches Leben, das für uns Straßenkinder von da an den Alltag prägte. Die Erwachsenen waren dermaßen mit Überleben beschäftigt, dass unsere Ausbildung und Schule zur Nebensache wurden. Vielmehr half ich meinem Vater, seine Geschäfte wieder aufzunehmen – er hatte eine Holzfabrik und handelte mit persischen Teppichen –, während ich mir nebenbei meine eigenen aufbaute. Weil es in Beirut offiziell nichts gab, wurde unter der Hand mit allem gehandelt. Man konnte gutes Geld machen, besonders wenn man Beziehungen ins Ausland hatte. Die hatte ich. Ein Freund meines Vaters, ein Christ aus Zypern, versorgte mich mit Baumaterialien, Maschinen, Türen und Fens-

tern, die ich für den Wiederaufbau von zerstörten Häusern verkaufte oder selbst verarbeitete.

Das war die eine Seite meines Beiruter Alltags. Die zweite war die Miliz. Nachmittags traf ich mich mit den Männern aus dem Viertel und der Umgebung am Strand. Insgesamt waren wir vielleicht 250 Mann. Wir hatten eine große Kaserne und ein Schiff von den Palästinensern. Unsere Truppe gehörte zur Marine der Fatah, der »Bewegung zur nationalen Befreiung Palästinas«. Allerdings waren wir die meiste Zeit auf uns selbst gestellt. Wir rüsteten uns für den Widerstand, richteten Stützpunkte in verlassenen Häusern ein, schoben Wache, kauften Waffen, hatten Maschinengewehre, Handgranaten, Kanonen. An so was zu kommen war damals in Beirut nicht schwer. Weil jeder mit allem handelte, gab es einen blühenden Schwarzmarkt. Außerdem wurde viel geschmuggelt. So ist das nun mal im Krieg.

Trotz aller Einschränkungen und Härten mochte ich mein Leben. Aus heutiger Sicht ist das wahrscheinlich schwer zu verstehen, aber ich kannte es nicht anders: Schießereien, Kämpfe, Verfolgungsjagden, dann wieder Party, Freunde und ein Hoch auf das Leben, Hamdulillah! Alles war in Bewegung, das Dasein ein ständiges, aufregendes Ringen von Spannung und Entspannung. Angst hatte ich selten. Jedem Kampf, den es auszufechten galt, stellte ich mich bereitwillig. Kämpfen lag mir im Blut, ich suchte förmlich die Auseinandersetzung mit unseren Gegnern. Für mich dienten Konflikte dazu, die Dinge ins Reine zu bringen, Fronten zu klären, mich selbst zu beweisen. Außerdem ging es darum, unseren eigenen hart erstrittenen oder wiederaufgebauten, aber nach wie vor von Zerstörung bedrohten Lebensraum zu verteidigen. Ich fühlte mich unbesiegbar.

Meinen Eltern erzählte ich wenig darüber, was ich den ganzen Tag trieb, aber sie bekamen trotzdem vieles heraus. Ich bereitete ihnen zunehmend Sorge. Im Herbst 1981 beschloss mein Vater, dass es Zeit war, mir Vernunft beizubringen. Ohne mein Wissen traf er seine Entscheidung: »Wir verheiraten Mahmoud, dann muss er Verantwortung übernehmen und macht keinen Blödsinn mehr.«

So heiratete ich meine Cousine. Ich kannte und mochte sie. Wir dachten nicht viel darüber nach, was es bedeutete, Eheleute zu sein oder welche Verantwortung das Jawort mit sich brachte. Heiraten war ein üblicher Schritt auf dem Weg zum Erwachsenwerden. Alle taten es, also auch wir. Das war der Lauf der Dinge. Die Hochzeitsfeier war schnell organisiert. Es gab keine lange Verlobungsphase, keine Einladungskarten, keine aufwendigen Vorbereitungen. Stattdessen wurde mittels Mundpropaganda im Viertel verbreitet: »Mahmoud heiratet, nächste Woche ist Hochzeit.« Damit war die Sache offiziell. Die Feier gestalteten wir im Rahmen unserer begrenzten Möglichkeiten. Wir richteten eine Lagerhalle her, die mein Vater und ich mit aufgebaut hatten, bemalten die Wände neu, schleppten von überall Tische und Stühle heran, bauten ein Podium für Musiker und Sänger auf, kümmerten uns um reichlich Essen und Getränke.

Am Tag der Hochzeit hatte sich die nüchterne Halle in einen Festsaal verwandelt. Tee, Kaffee und Dschallab flossen in Strömen, die Tische bogen sich unter Tellern und Schüsseln mit Couscous, Sambusak, Muhammara und gegrilltem Fleisch. Das ganze Viertel war auf den Beinen. Die Jungs von der Miliz feuerten zum Jawort mit ihren Kalaschnikows und AK-47 in die Luft. Beim anschließenden Fest spielten und sangen befreundete Musiker einen Mix aus türkischen, kurdischen und

arabischen Liedern, den ich bis heute als die Musik meines Lebens empfinde, wir tanzten im Kreis bis tief in die Nacht. Es war eine rauschende Feier. Doch sie ging vorbei. Danach ging das Leben einfach weiter – weiter wie zuvor.

Damals war es mir nicht bewusst, aber eigentlich war ich zu diesem Zeitpunkt nicht bereit für eine Ehe. Ich war jung, es herrschte Krieg, ich wollte mich nicht binden, eine Familie gründen und Verantwortung übernehmen. Die Hoffnung meines Vaters, dass ich durch die Hochzeit ruhiger werden würde, erfüllte sich nicht. Eher trat das Gegenteil ein. Ich wurde noch wilder. Daran konnte auch die Tatsache nichts ändern, dass meine Frau im Frühjahr 1982 schwanger wurde. Denn ihre Schwangerschaft konnte den Krieg nicht aufhalten – und ebenso wenig meine Bereitschaft, zu kämpfen. So kam es zu jenem schicksalhaften Vorfall, der meinem Leben eine völlig neue Richtung geben sollte.

Ein paar Tage nachdem ich erfahren hatte, dass meine Frau und ich unser erstes Kind erwarteten, wurde die Kaserne unserer Fatah-Miliz am Strand bombardiert. Bombenangriffe waren damals in Beirut und Umgebung nichts Ungewöhnliches, aber dies war das erste Mal, dass es einen der Stützpunkte meiner Truppe traf. Bis zum Angriff war es ein geschäftiger Abend. Die Bewohner von Beirut gingen am Strand spazieren, grillten, musizierten oder fuhren mit ihren Autos die Küstenstraße entlang, als sich plötzlich das Dröhnen von Kampf-  
fliegern näherte. Dann wurden auch schon Bomben abgeworfen. Sie schlugen auf dem Kasernengelände ein, und sofort brach Tumult los. Passanten rannten um ihr Leben, Autofahrer sprangen aus ihren Wagen und ließen sie achtlos auf der Straße stehen, sogar zwei Kameraden von der Miliz, die einen

Jeep mit einer Kanone auf der Ladefläche bewachten, nahmen reflexartig Reißaus und brachten sich in Sicherheit.

Ich selbst nahm die Angst und Panik der anderen Menschen wie durch einen Schleier wahr. Nachfühlen konnte ich sie nicht. Ich wäre nicht im Traum auf die Idee gekommen, mich zu verstecken. Für mich gab es in diesem Moment nur eines: meine rasende Wut. Ich wollte Rache nehmen für den feigen Angriff auf unser Hauptquartier, koste es, was es wolle.

In der Mitte der Küstenstraße rannte ich schreiend und fluchend zwischen den verlassenen Autos hindurch, lud im Laufschrift meine Kalaschnikow durch und feuerte auf die am Himmel davonjagenden Kampfflieger. Das war natürlich völlig sinnlos. Die Jets waren viel zu schnell und zu massiv, als dass ich sie mit einem einfachen Maschinengewehr hätte vom Himmel fegen können. Aber darum ging es auch gar nicht. Wäre ich ohne Waffe unterwegs gewesen, hätte ich den Piloten Steine, Büchsen oder was auch immer hinterhergeworfen, einfach nur, um etwas gegen die Eindringlinge zu unternehmen. Daran, dass ich mich durch meine Schießerei in Lebensgefahr brachte, verschwendete ich keinen Gedanken. Meine Wut war übermächtig. Ich folgte ihr blind.

Dann war das Magazin der Kalaschnikow auf einmal leer. Aber meine Wut brodelte noch immer. Als ich mich hastig umsaß, fiel mein Blick auf den Jeep, den meine Kameraden bei ihrer übereilten Flucht hatten stehen lassen. Und auf die Kanone auf der Ladefläche. Ich sprang auf den Wagen, machte die Kanone feuerbereit und schoss drauflos. In den Himmel, den Angreifern hinterher, ins Nichts. Die Schüsse kamen schnell und heftig, ich musste mich am Abzug festhalten. Da die Kanone für die Flugabwehr konzipiert war, war sie für meine Zwecke viel besser geeignet als das Maschinengewehr.

Aber die Flieger waren schon zu weit weg, um sie noch zu erreichen. Ein Glück, sage ich heute, doch damals zählte für mich nur der nächste Schuss. Wieder feuerte ich so lange, bis die Munition durch war. Danach herrschte Stille. Der Rauch verwehte, die Menschen kamen nach und nach aus ihren Verstecken, meine Wut legte sich.

Was ich zu diesem Zeitpunkt nicht wusste: Auch mein Vater und mein Onkel Al-Ammu, der gerade aus Deutschland zu Besuch war, waren unter den Passanten, die sich nach den Bombeneinschlägen hinter einer Mauer in Sicherheit gebracht hatten. Von dort aus beobachteten sie meinen Wutausch, sahen, wie ich mein Leben in Gefahr brachte. Danach waren sie sich einig: »Der Junge muss so schnell wie möglich hier raus. Der bringt sich sonst um.«

Es war Al-Ammu, der mich dazu überredete, ihn in Deutschland zu besuchen. Eigentlich hatte ich keine Lust auf diese Reise. Ich hatte doch alles. Meine Jungs, meine Geschäfte, mein schönes, wildes Leben. Was sollte ich im Ausland? Mir war zwar klar, dass seit einigen Jahren viele Libanesen nach Nordeuropa auswanderten, um den Wirren des Bürgerkriegs zu entkommen – auch Akhi, mein großer Bruder, und Al-Ammu hatten sich nach Deutschland abgesetzt, weil ihnen die Luft im Libanon zu dünn geworden war –, aber ich selbst hatte nie das Gefühl, wegzuwollen. Für mich zählte nur eines: Beirut und seine Bewohner brauchten mich. Das hieß, ich konnte hier nicht weg. Auch nicht vorübergehend. Ende der Diskussion.

Es gab damals nicht viele Leute, die mich von dieser Überzeugung hätten abbringen können. Al-Ammu war einer der wenigen. Er war ein Mensch von Format und Autorität, in meiner Familie genoss er hohes Ansehen. Auch bei mir. Seit

ich denken kann, hatte mich seine Fähigkeit beeindruckt, Dinge zu regeln. Wenn er, ein hochgewachsener Mann mit Schnurrbart, schwarzem Sakko und scharfem Blick einen Raum betrat, verstummten die Menschen, und wenn er seine tiefe Stimme erhob, hörten sie zu. Das imponierte mir. So wollte ich auch sein. Bevor Al-Ammu nach Deutschland ausgewandert war, hatte er in Beirut oft Streitereien zwischen Gruppen und Familien geschlichtet, also Blutvergießen verhindert. Wie man hörte, tat er jetzt das Gleiche in Nordrhein-Westfalen, wo er inzwischen lebte. Darüber hinaus war er ein guter Diplomat. So schaffte er es nach langen Gesprächen schließlich doch, mich zu einer Reise nach Deutschland zu überzeugen: »Hör mal, Junge, du musst auch mal was anderes sehen von der Welt. Außerdem kannst du dann deinen großen Bruder besuchen und deiner schwangeren Frau etwas Abwechslung bieten. Sieh es als eine Art verspätete Flitterwochen. Nach drei Wochen bist du wieder zurück.«

Es war vor allem das letzte Argument, das mich überzeugte. Klar, ich würde ja wiederkommen. Es war nur ein Urlaub. Ein vorübergehender Verwandtenbesuch im Ausland. Mehr nicht. Also stimmte ich der Reise zu. Wir kümmerten uns um Flugtickets und gingen zum Amt, um ein »Laisser-passer«, einen Passierschein, für mich und meine Frau zu beantragen. Er war einen Monat lang gültig und legitimierte uns innerhalb dieses Zeitraums zur Ausreise aus dem Libanon und zur Einreise in die Deutsche Demokratische Republik, die DDR. Was das bedeutete, war mir damals nicht klar. Ich wusste wenig über die politischen Verhältnisse in Deutschland, und weil mein Interesse an dieser Reise in erster Linie den Besuchen bei meinen Verwandten galt, setzte ich mich auch nicht näher damit auseinander. Erst später verstand ich, dass wir für Westdeutsch-

land damals überhaupt keine Visa bekommen hätten. Dass die Möglichkeit einer unkomplizierten Einreise in die DDR via Passierschein den guten Beziehungen der Sowjetländer zum Libanon geschuldet war. Dass Ostberlin damals von zahlreichen libanesischen Flüchtlingen als Nadelöhr nach Westdeutschland genutzt wurde, weil die ostdeutschen Grenzer ihren Freunden aus dem Libanon im Gegensatz zur eigenen Bevölkerung keine Probleme beim Übertritt nach Westberlin machten. Aber all das musste ich auch nicht wissen. Um solche Dinge kümmerte sich mein Onkel. Meine Frau und ich mussten nur noch losfahren.

So konzentrierten wir uns an jenem denkwürdigen 10. April des Jahres 1982 ganz auf den Abschied am Flughafen. Auf die aufgekrazten Zurufe und guten Wünsche unserer Brüder und Schwestern, auf das »Gute Reise« und »Allah segne euren Weg« unserer Eltern, auf das »Komm bald wieder« meiner Cousins und Freunde. Niemand schien zu ahnen, dass es keine Wiederkehr geben würde. Ich tat es definitiv nicht.

Auch als wir zum Flugzeug gingen, hatte ich andere Sorgen, als mir über die Rückreise Gedanken zu machen. Es war mein erster Urlaub überhaupt und meine erste Reise in der Luft. Wir flogen nicht mit einem großen Passagierflieger, wie sie heute auf Linienflügen eingesetzt werden, sondern mit einer kleinen Propellermaschine, in die maximal 30 Leute reinpassten. Mit einer Mischung aus Skepsis und Entschlossenheit stiegen wir die kleine Klappleiter zur Tür rauf, drehten uns noch einmal um und winkten unseren Leuten zu, die auf dem heißen Asphalt in der Nachmittagssonne standen und zu uns hochsahen. Dann duckten wir uns in den Innenraum des Flugzeugs – gespannt auf das, was vor uns lag, aber ohne zu

wissen, dass wir in diesem Moment unser altes Leben für immer hinter uns ließen.

Fliegen war Anfang der Achtzigerjahre noch viel unüblicher als heute. Dementsprechend aufgeregt war ich. Angst hatte ich zwar nicht, aber dass ich das Rumpeln, Scheppern und Heulen der Triebwerke beim Start vertrauenerweckend fand, kann ich trotzdem nicht behaupten. Als wir während des Flugs dann auch noch von einem Luftloch zum nächsten schaukelten, be-reute ich es endgültig, dass ich mich von meinem Onkel hatte bequatschen lassen. Ich war froh, als wir endlich wieder festen Boden unter den Füßen hatten.

An die Ankunft am Zentralflughafen der DDR in Berlin-Schönefeld erinnere ich mich kaum. Auch von der Taxifahrt zum Grenzübergang Friedrichstraße, an dem nur Ausländer, aber keine DDR-Bürger nach Westberlin einreisen konnten, habe ich nur wenige verschwommene Bilder in Erinnerung: von grauen, schnurgeraden Straßen, auf denen zwar kaum Autos fuhren, diejenigen, die es doch taten, aber wie aufgezogen, ohne Kurven und Schlenker dem Fahrweg folgten. Der Übertritt nach Westberlin war erstaunlich unkompliziert. Im Gegensatz zu Reisenden aus dem Westen, die an der Grenze oft gefilzt, verhört und drangsaliert wurden, hatten wir Libanesen nichts zu befürchten. Abgesehen davon, dass ich mögliche Schikanen sowieso nicht verstanden hätte. Schließlich sprach ich kein Wort Deutsch.

Nachdem wir das Labyrinth aus Gängen und Kontrollposten durchschritten und den Ausgang des Bahnhofs Friedrichstraße auf der Westseite hinter uns gelassen hatten, liefen wir direkt meinem großen Bruder und seiner Familie in die Arme. Akhi, seine Frau und seine Kinder hatten geduldig am Ausgang gestanden und auf uns gewartet. Die Wiedersehens-

freude war riesig. Wir hatten uns seit Monaten nicht gesehen. Gemeinsam fuhren wir in die Pariser Straße, wo Akhi mit seiner Familie in einem Quartier für Asylbewerber lebte. Ihre Wohnung war groß genug, um meine Frau und mich für die Zeit unseres Aufenthalts mit zu beherbergen. Wir luden das Gepäck ab, genossen ein reichhaltiges Willkommensmahl, das die Frau meines Bruders extra für unsere Ankunft vorbereitet hatte, und tauschten die jüngsten Neuigkeiten aus.

Danach ging es auch schon los. Berlin wartete darauf, entdeckt zu werden. Mein großer Bruder und ich machten uns auf den Weg. Genau wie wir es früher in Beirut getan hatten. Akhis Weggang aus Beirut hatte ein Loch in meinen Beirut-Alltag gerissen. Wir waren immer Partner gewesen. Er war der große Bruder, der auch in unübersichtlichen Situationen einen klaren Kopf behielt, ich der Draufgänger, der vor keiner Herausforderung zurückschreckte. So ergänzten wir uns perfekt und machten jedes Gebiet, das wir betraten, im Handumdrehen zu unserem eigenen.

So war es jetzt wieder. Es fühlte sich an, als wären wir nie getrennt gewesen. An der Potsdamer Straße sammelten wir bei einem weiteren Asylbewerberwohnheim zwei Cousins und ein paar Freunde ein, die ebenfalls aus dem Libanon nach Berlin gezogen waren. Dann gingen wir zum Kurfürstendamm mit seinen Leuchtreklamen und dem imposanten Europa-Center, erkundeten die Billard-Bars, arabischen Restaurants und Cafés an der Lietzenburger Straße, bahnten uns unseren Weg durch den Dschungel der fremden Stadt, die ihr wahres Gesicht erst jenseits der ordentlichen Fassaden und nach Einbruch der Dunkelheit zu zeigen schien. Nie werde ich vergessen, wie sehr dieser erste Streifzug durch die Stadt mich beeindruckte.

Das war es also, das Revier, in dem sich mein Bruder eine neue Existenz abseits des Krieges aufbauen wollte. Wenn ich heute an meine ersten Tage im Westberlin der Vorwende zurückdenke, erscheinen sie mir wie flackernde Bilder aus einer anderen Welt. Die Stadt hatte damals noch nicht viel mit dem Ort zu tun, der sie heute ist. Westberlin war eine Insel, umgeben von einer Mauer, geprägt von einer düsteren, immer etwas begrenzten Atmosphäre. Aber das empfand ich in diesen Apriltagen des Jahres 82 noch nicht so. Nach Beirut mit seinen zerstörten Häusern und verbarrikierten Straßen kam mir Berlin vor wie ein Ort grenzenloser Möglichkeiten.

Allerdings erkannte ich schon nach kurzer Zeit, dass hinter den blinkenden Neonlichtern ein eigener Krieg ausgetragen wurde. Es war kein Krieg um ein Land, eine Religion oder eine Heimat. Es war der Krieg der Straße. Er äußerte sich zunächst nur unterschwellig. In bösen Blicken, ausweichenden Gesten und diskreten Hinweisen meines Bruders: »Von dem Laden da drüben hältst du dich besser fern, Mahmoud, die Jungs, die dort rumhängen, machen nur Ärger.« Ich hörte auf ihn. Das hier war sein Revier. Noch wusste ich nicht, dass es schon bald auch meins werden würde.